

1. Die Zeug_innenbedürftigkeit Gottes*! Und der Menschen? – Eine systematisch-theologische Annäherung

»Wenn ihr meine Zeug_innen seid, bin ich Gott*;
wenn ihr nicht meine Zeug_innen seid, bin ich sozusagen nicht Gott*.«¹ So verwegen spitzt die Pesikta de Rav Kahana (XII,6)

- 1 Formulierung Matthias Käser (im Folgenden MK) in Anlehnung an die deutsche Übersetzung der Pesikta durch August Wünsche: »Wenn ihr meine Zeugen seid, so bin ich, wenn man so sagen darf, nicht der Ewige.« (A.a.O., 132.) Vgl. auch Rosenzweig, Stern, 191: »Wenn ihr mich bezeugt, so bin ich Gott, und sonst nicht [...]«. Um geschlechtergerecht von Menschen zu sprechen, verwende ich in der vorliegenden Studie den Gender Gap bzw. Underline »_«, um damit all jenen Menschen einen Ort in meinem Sprachgebrauch zu geben, die sich nicht in die binäre Vorstellung von weiblicher und männlicher Geschlechtlichkeit einordnen. Dass ich gerade den Underline verwende, hat typografische und inhaltliche Gründe. In der Typografie wird unterschieden zwischen Ober-, Mittel- und Unterlänge: Die Oberlänge markiert den höchsten Punkt eines Groß-, die Mittellänge den höchsten Punkt der meisten Kleinbuchstaben. Die Unterlänge steht für den tiefsten Punkt eines Buchstaben. Der Gender Underline nun kommt auf der Unterlänge zu stehen, d.h., dass das, was sich gleichsam als nicht-binäres Geschlecht auf diesen Underline setzt, genau auf der gleichen Ebene zu stehen kommt wie die männliche und weibliche Formulierung, nämlich auf der sogenannten Schriftlinie. Eine soziale und damit inhaltliche Hierarchisierung von Geschlechtern wird darum typografisch gleichsam unterwandert, wenngleich die deutsche Sprache die männliche Form in der Regel zuerst nennt. Außerdem ist der Raum, der durch den Underline entsteht, nach wie vor weit auffälliger als beispielsweise der Doppelpunkt oder der Gender Asterisk und irritiert damit bewusst den Lesefluss, was mir so lange geboten scheint, als der mehrheitliche Sprach- und Schreibgebrauch noch immer ausschließlich männlich oder binär ist. Gendergerechtes Schreiben und Sprechen versuchen Hierarchien der Macht aufzubrechen und soziale und gesellschaftliche Benachteiligungen sichtbar zu machen (vgl. Kelly, Weil wir weitaus mehr als nur ›Frauen‹ sind, 7, Anm. 1). Zur ausführlicheren Begründung vgl. Herrmann, Performing, der den Gender Underline eingeführt hat, sowie Lummerding, Mehr-Genießen, und Hornscheidt, Sprachliche Kategorisierung. Hinzu kommt, dass eine der größten Dachorganisationen der Schweiz, die sich für geschlechtliche Diversität einsetzen: Transgender Network Switzerland, konsequent den Gender Underline verwendet. Damit nimmt die vorliegende Studie gerade auch die Stimme von existenziell Betroffenen ernst. Auch auf das generische Maskulin wird im Folgenden bewusst verzichtet, weil zahlreiche Studien aufzeigen, dass es gerade nicht generisch rezipiert wird, sondern *männliche* Vorstellungen hervorruft (vgl. ausführlicher, auch mit Literatur-Hinweisen auf die Forschungen,

das in Jes 43,12b der Gottheit*² ins Mund gelegte Wort zu. Ein in der Tradition Jesajas stehender namenloser Prophet hatte dort Israels Gott* sein* Volk herausfordern lassen:

»Ihr bezeugt mich, Spruch GOTTES, und der Mensch in meinem Dienst, von mir erwählt, damit ihr es erkennt und mir glaubt und versteht, dass ich es bin. Vor mir ist keine Gottheit gebildet worden und nach mir wird auch keine sein. Ich, ich allein bin GOTT, ohne mich gibt es keine Rettung. Ich habe es mitgeteilt, ich habe gerettet und habe es hören lassen und war nicht fremd für euch, ihr bezeugt es, Spruch GOTTES, dass ich Gott bin.« (Jes 43,10-12)³

Das Sein der Gottheit* scheint, so die Auskunft des Midrasch im Anschluss an diese Verse, davon abhängig zu sein, dass ihr* Volk sie* bezeugt. Das aber bedeutet: Ohne menschliche Bezeugung Gottes* kein Gott*! Und ohne Bezeugen von den rettenden Taten der Gottheit* kein göttliches Tun! Der »Gottesbeweis« hängt wie beim klassischen Gerichtsbeweis von Zeug_innen ab. »Hier ist ganz Israel zur Erfüllung der Zeugnispflicht aufgerufen – und der Kläger ist Gott.«⁴ Diese Gottheit*, die* in jüdischen und christlichen Traditionen immer wieder als diejenige* verstanden wurde und wird, die* überhaupt erst den menschlichen Sinn für ihre* Gegenwart und ihr* Handeln ermöglicht und damit den Weg des eigenen Bezeugtwerdens bereitet, zeigt sich selbst angewiesen auf irdische Zeug_innen. Systematisch-theologisch lässt sich das Phänomen und die Thematik der Zeug_innenschaft nicht höher hängen. Doch wenn dies für Gott* gilt – so könnte mensch ebenso theologisch folgern –, wie viel mehr mag das für uns Menschen gelten? Bedürfen wir nicht zur Vergewisserung dessen, dass und wer wir sind, wie, wo und wozu wir denken, reden und handeln, des Zeugnisses der Anderen? Bedarf die Selbstbezeugung nicht des vorgängigen und sie begleitenden Zeugnisses Anderer? Ist nicht ein cartesisches »Ich denke, also bin ich«, sondern ein theologisches »Ich werde bezeugt, darum

Posch, Mitgefangen). An den wenigen Stellen, an denen die deutsche Sprache den Gender Underline verhindert, sind darum die weiblichen Formulierungen den männlichen vorgeordnet und mit einem Gender Underline verbunden (ich spreche beispielsweise absichtlich vom Jüdinnen_Judentum). Ich komme später (s. unten III.3.) ausführlicher darauf zurück, warum und inwiefern Sprache unsere Welt- und Menschensicht beeinflusst, weshalb mir gerade in einer Studie, die ein besonderes Augenmerk auf soziale und gesellschaftliche Ungerechtigkeiten wirft, eine geschlechtergerechte Sprache unerlässlich erscheint.

- 2 Um das Bilderverbot zu wahren, wechsele ich auch im Reden von der Gottheit* Gott* zwischen weiblichen und männlichen Formulierungen ab (zur Begründung vgl. Frettlöh, Gott Gewicht geben, 153–243). Um außerdem binäre Geschlechts-Vorstellungen nicht weiter zu tradieren, sind die Formulierungen sowie die dazugehörigen Pronomina jeweils mit einem Asterisk versehen. (Den Gender Underline an das Ende eines Wortes zu stellen, hat sich nicht durchgesetzt.) Für einen Entwurf, geschlechts- und insbesondere körperlos vom Göttlichen zu sprechen, vgl. Ladin, The Soul. Selbst Trans votiert Ladin dafür, dass Gottesbilder nichts mit sex und gender sowie menschlichen Körper-Vorstellungen zu tun haben. Meine Ausführungen weiter unten (s. V.3.2.) werden implizit deutlich machen, inwiefern ich diese Position für eine wichtige, jedoch nicht exklusiv zu verstehende halte. Für eine Sammlung und Diskussion paganer, jüdischer und christlicher Quellen zur Vorstellung eines Körpers Gottes* in der Antike vgl. Marksches, Gottes Körper.
- 3 Hier und in der gesamten Studie, wenn nicht anders vermerkt, wiedergegeben nach der Bibel in gerechter Sprache (⁴2011).
- 4 Vgl. Krochmalnik, Pflicht, 23.

bin ich« die *conditio humana*, das, was uns Menschen zu Menschen macht, uns gar am Leben erhält? Verdanken wir nicht Erkenntnis allem voran der Interaktion mit anderen, nämlich indem wir Menschen und ihre Zeugnisse anerkennen? In der Tat scheinen sich im Verständnis der Hebräischen Bibel und ihrer Traditionen Epistemologie und Ethik, Erkenntnis und Anerkennung gleichsam die Hand zu reichen, wenn es um Zeug_innenschaft geht, insofern sich jene gegenseitig bedingen. Denn auch die rabbinische Predigt folgert aus Jes 43,10-12, Israel möge nicht wider, sondern für die Gottheit* zeugen (LevR 6,1), und das gemäß den beiden im Vers selbst genannten unterschiedlichen Formen des Sehens (ראה/*raah*) oder Wissens (יָדָה/*jada*),

»sei es, daß er es gesehen hat, wie geschrieben steht, ›Du hat es gesehen (*Hareta*), um zu erkennen, daß der Herr Gott ist, keiner sonst außer ihm‹ (5 Mose 4,35); sei es, daß er es weiß, wie weiter geschrieben steht: ›So erkenne (*Jadata*) heute und nimm es zu Herzen, daß der Herr der Gott ist im Himmel droben und auf der Erde hier unten, keiner sonst‹ (5 Mose 4,39)«⁵.

Auch das Christ_innentum steht und gründet über diese Gottesvorstellung hinaus auf dem Bekenntnis zum auferweckten Gekreuzigten und damit auf einem Zeugnis – übrigens von damals nur in begründeten Ausnahmefällen zum Zeugnis vor Gericht berechtigten Frauen (Joh 20,1-18)⁶. In das Christ_innentum hat sich folglich von jeher ein Wissen aus zweiter Hand eingeschrieben. Das Phänomen der Zeug_innenschaft ist ihm nicht unbekannt, es konstituiert und erhält es gleichsam bis auf den heutigen Tag. Aber auch im alltäglichen Leben und bei weltpolitischen Ereignissen scheinen wir ständig auf das bezeugte Wissen anderer angewiesen. Wir bedürfen der Zeug_innen, weil wir »nicht alles selbst erfahren können«⁷, was wir wissen müssen, um in der Welt Orientierung zu haben und handlungsfähig zu bleiben. Zeug_innen informieren, lehren, bekräftigen und widerlegen nicht nur, sondern der Inhalt ihrer Zeugnisse ist zugleich die Grundlage von Gemeinschaft. Zeugnisse prägen nicht nur unsere eigenen Erfahrungen, sondern maßgeblich unsere Sicht auf die Welt. Kurzum: Ohne die Tradierung von Wissen und Erfahrungen durch Zeug_innenschaft wären Religionen, Kulturen, Geschichte und Wissenschaften kaum denk-, geschweige denn realisierbar.

Allerdings: Mögen wir vieles durch die Zeug_innenschaft anderer erfahren, erkennen und glauben, so steht uns nicht selten die Möglichkeit offen, das, was uns durch andere bezeugt wird, zu überprüfen, es abzuwägen und schließlich für wahrhaftig, glaubhaft oder falsch zu erachten. Damit können wir entsprechende Konsequenzen für unser Denken, Reden und Handeln ziehen, also über unser Menschsein selbst verfügen. Doch gilt dies auch für das, was die vorliegende Arbeit die *Zeug_innenschaft an den Grenzen des Verstehbaren* nennt – nämlich an den Orten und in den Momenten, an und in denen Menschen Opfer von extremem Unrecht und Gewalt werden? Welche Erkenntnis ziehen Menschen aus den Zeugnissen von Personen, die vergewaltigt wurden, Krieg, Terror und Folter erlebt haben? Welches Wissen eignen sich Menschen an aufgrund dessen, was diejenigen bezeugen, die ausgestoßen, verachtet, gehasst, diskriminiert und entwürdigt

5 LevR 6,5, zitiert nach Krochmalnik, Pflicht, 23.

6 Vgl. von Campenhausen, Der Ablauf, sowie Pannenberg, Die Auferstehung.

7 Kant, Logik-Vorlesung, 601. Vgl. dazu Schülein, Der Zeugenfall.

werden? Sehen Unbetroffene deren Leid? Hören Verschonte die von jenen bezeugten Ungerechtigkeiten? Verstehen die, die davor bewahrt werden, das, was jene bezeugen – und möglicherweise bezeugen, indem sie es nicht bezeugen können? Lassen sich Menschen von der Zeug_innenschaft an den Grenzen des Verstehbaren treffen? Lassen sie sich an-gehen von Zeug_innen, die von sozialen, gesellschaftlichen und politischen Ungerechtigkeiten betroffen sind? Und vor allem: Ziehen wir Konsequenzen aus jenen Zeugnissen für unser individuelles, aber gerade auch für unser kollektives Denken, Reden und Handeln? Wie nachhaltig und wirklichkeitsverändernd ist unser Sehen, Hören, Verstehen und Nicht-verstehen-Können aufgrund der Zeug_innenschaft an den Grenzen des Verstehbaren? Denn wenn unser Sehen, unser Hören und unser Verstehen-Wollen wirklich verbindlich wären, müsste die Welt nicht längst ein gerechterer Ort sein?

Ein erster flüchtiger Blick in die Welt und auf ihre Phänomene lässt mich zumindest daran zweifeln, dass die Sicht- und Hörbarmachung der Zeug_innenschaft an den Grenzen des Verstehbaren unser Leben und unseren gemeinsamen Lebensraum nachhaltig zu verändern vermag: Es ist der 25. Mai 2020 und ich sitze völlig verstört vor dem Bildschirm meines Smartphones. Digitale Medien machen es möglich, dass ich zum Zeuge einer neun Minuten und neunundzwanzig Sekunden langen Ermordung werde.⁸ In Minneapolis des US-Bundesstaates Minnesota tötet der weiße Polizist Derek Chauvin den Schwarzen⁹ George Perry Floyd. Mit Handschellen auf dem Rücken. Ohne jede Heimlichkeit. Ohne jede Hemmung. Am helllichten Tag. Auf offener Straße. Neben allem anderen, das mich von diesen Beobachtungen abgesehen auch noch verstört zurückschlägt – etwa dass der Polizist, der auf Floyd kniet,¹⁰ die Hand in der Hosentasche hat oder Floyds Arme noch auf der Bahre des Rettungswagens auf den Rücken gezwungen sind –, ist es doch vor allem etwas, das mich nicht loslässt, nämlich die Worte, die George Floyd nach zwanzig Sekunden zum ersten, aber nicht letzten Mal hervorpresst, bevor er irgendwann nach vier Minuten und zwanzig Sekunden das Bewusstsein verliert und für immer verstummt: »I can't breathe!« Nach einer Minute wiederholt Floyd seine Verzweiflung: »I can't breathe!« Und auf die Frage eines Polizisten, was er wolle, wiederholt er es noch einmal: »I can't breathe!« Wieder und wieder bringt Floyd dieselben Worte vor, aber nichts geschieht – Chauvin drückt ihm weiter das Knie in den Nacken. Floyds letzte Worte, bevor er stirbt, dröhnen in meinen Ohren und lassen mich verstört zurück. »I can't breathe!«

Die Worte verstören mich deshalb, weil es sechs Jahre her ist, dass Eric Garner dieselben Worte aussprach: »I can't breathe!« Am 17. Juli 2014 wurde auf Staten Island in New York der Schwarze Eric Garner durch weiße Polizisten getötet. Auch Garner sagte nicht nur einmal, sondern elfmal: »I can't breathe!« Die Tötung Garners erregte großes nationales und internationales Aufsehen. Die Worte »I can't breathe!« wurden wieder und wieder zitiert, sie wurden zum »Code eines Traumas«¹¹, zu einem Schlagwort, das

8 Vgl. für das Folgende auch *GdH* 84–105, sowie Emcke, *Journal*, 225–232.

9 Um die soziale Hierarchisierung im Schriftbild umzudrehen, schreibe ich die Kategorie »Schwarz« groß. Zur Begründung vgl. Otoo, *Dürfen Schwarze Blumen malen. Das Gleiche gilt in dieser Arbeit für die Adjektive Lesbisch, Schwul, Homo- und Bisexuell, Trans, Queer, Inter- und Asexuell.*

10 Zu diesem todbringenden Knien des Polizisten vgl. auch Frettlöh, *Aufrecht knien.*

11 Emcke, *Journal*, 226.

den Rassismus gegenüber Schwarzen und People of Color (POC) beim Namen nennen sollte. Die Worte wurden aufgehoben und tradiert, weil sie dafür stehen sollten, was für Schwarze und POC eine alltägliche Realität ist: nicht gesehen zu werden, weil der rassifizierende Blick sie unsichtbar macht, und nicht gehört zu werden, weil ihnen die Luft zum Atmen und – nicht nur im Falle von Eric Garner und George Floyd – im wortwörtlichen Sinne die Luft zum Leben genommen wird. »I can't breathe!« ist das verstörende Zeugnis Schwarzer Menschen und POC, die in vornehmlich weißen Gesellschaften noch immer gedemütigt und erniedrigt, oft weder gesehen noch gehört werden. Doch wie kann es da sein, dass sechs Jahre später wieder ein Schwarzer, wieder auf offener Straße, wieder am helllichten Tag, wieder ungehemmt und wieder unverdeckt mit diesen Worten auf den Lippen getötet wird? Eine von vielen Antworten könnte in eben jenen Worten bzw. ihrer Rezeption durch weiße Menschen begründet liegen. Denn sie schlicht zu wiederholen und gleichsam als Mantra gegen Ungerechtigkeiten gegenüber Schwarzen und POC heraufzubeschwören, ohne *verstanden* zu haben, wofür sie stehen, ist eine Nivellierung des multiperspektivisch-polyphonen Phänomens der Zeug_innenschaft. Die Zeug_innenschaft an den Grenzen des Verstehbaren – und im Falle Garners und Floyds ist sie das mindestens für all jene Menschen, die selbst nicht Schwarz oder POC sind – lässt sich nicht auf drei Worte reduzieren. Wo dies geschieht, wird »I can't breathe!« gleichsam zu dem, was Georges Didi-Huberman eine »Zwangsjacke vorgefundener Schlagworte«¹² nennt: »I can't breathe!« soll dafür stehen, dass sich das, was sich nicht nur auf Staten Island und in Minneapolis abspielte, nicht beschreiben lässt und es gleichzeitig nicht vergessen werden darf. Denn »I can't breathe!« soll ja gerade als Zeugnis für das *Sterben* Garners und Floyds erinnert werden. Es soll bezeugen, dass Garner und Floyd nicht mehr selbst das an ihnen begangene Unrecht bezeugen können. Aber Garner und Floyds *Leben*, ihre Selbstbezeugungen lassen sich gerade nicht auf diese drei Worte reduzieren,¹³ weshalb das Schlagwort fatalerweise das zu tabuisieren droht, was es zu überwinden versucht: Etwas nicht vergessen zu dürfen, das sich nicht beschreiben lässt, verkommt zur Einstellung, wonach Menschen nicht vergessen dürfen, dass sich etwas nicht beschreiben lässt. Schlagworte, mögen sie medien- und öffentlichkeitswirksam sein, verkürzen Zeugnisse und vermögen losgelöst von diesen zuweilen gerade keine Erkenntnis, geschweige denn eine die Gesellschaft verändernde Anerkennung herzustellen.

Dieser Konnex taucht in analoger Weise oft auch im Kontext der Erinnerung an die Shoah¹⁴ auf. So twitterte etwa am 20. April 2013 der damalige EU-Parlamentsprä-

12 Didi-Huberman, Bilder, 254.

13 Vgl. dazu Carr, This stops today, wo Eric Garners Mutter dessen Leben als Schwarzer memoriert. Bevor Garner in den Würgegriff genommen und damit getötet wurde, sagte er: »It stops today.« Vgl. dazu auch GdH 104: »This stops today« [...] meint nicht nur diesen Augenblick der Misshandlung selbst, sondern den jahrhundertealten Hass, der sich längst abgekühlt und eingelagert hat in institutionelle Praktiken der rassistischen Benachteiligung und Ausgrenzung, »This stops today« meint auch die gesellschaftliche Duldung, das bequeme Hinnehmen von dem, was sich angeblich nicht ändern lässt, nur weil es alt ist. Mit diesem »Das muss heute aufhören« behauptet Eric Garner auch seine subjektive Würde als Einzelner, der sich diese Würde nicht mehr absprechen lassen will.«

14 Ich werde in der vorliegenden Studie ausschließlich den Begriff שואה/shoah und nicht den (nicht nur) in der Wissenschaft nach wie vor häufiger gebrauchten Begriff des Holocaust verwenden. Ich

sident Martin Schulz anlässlich eines Besuches in Auschwitz: »No words to describe the enormity of this crime. We must never forget.«¹⁵ Wieder: Die Shoah lässt sich nicht beschreiben – *das* darf nicht vergessen werden. Anstatt nach einer Sprache zu suchen, die das, was nicht vergessen werden darf, zum Ausdruck bringt, werden die zahlreichen Zeugnisse von Weiterlebenden der Shoah auf vier Worte reduziert: »We must never forget.« Umso mehr muss nun aber erstaunen, dass es gerade die Shoah und damit ein in der Menschheitsgeschichte nie vorher dagewesenes Phänomen an den Grenzen des Verstehbaren war, welche die Thematik der Zeug_innenschaft wieder prominent auf die Bühne wissenschaftlicher Theorie und kultureller Praxis gebracht hat. Insbesondere »seit den letzten Dekaden des 20. Jahrhunderts« erlebt die Thematik eine »anhaltende Konjunktur«¹⁶.¹⁷ Im Zuge der Shoah-Erinnerung und Zeitgeschichtsforschung sind Zeug_innen zu öffentlichkeitsrelevanten und -konstitutiven Figuren geworden.¹⁸ Entsprechend breit ist die Forschungsliteratur zum Begriff und dem Phänomen der Zeug_innenschaft. Zwar ist das gesamtgesellschaftliche Interesse daran im gegenwärtigen Diskurs entscheidend durch diese Assoziation von Zeugnis und Shoah geprägt, gleichwohl wird die Aktualität von Zeug_innenschaft heute nicht auf diesen historischen Zusammenhang eingeschränkt. Auf dem Weg der Analogiebildung hat die pragmatische Verbindung von Zeug_innenschaft und Shoah zahlreiche neue Anwendungsfelder erzeugt.¹⁹ Zeug_innenschaft wird gleichsam als eine neue Art der Weltwahrnehmung, das 20. Jahrhundert als Jahrhundert der Zeug_innenschaft verstanden.²⁰ Allerdings, so ein erster flüchtiger Blick auf die Forschungssituation, scheint diese zu trennen,

tue das deshalb, weil die Bedeutungsgeschichte von Letzterem wesentlich christlich und in seinem Entstehungskontext antijüdisch ist (vgl. dazu ausführlicher WAb 25–28). Hinzu kommt, dass sich der Begriff Holocaust zunehmend nicht mehr ausschließlich auf die systematische Ermordung des europäischen Jüdinnen_Judentums durch Nazi-Deutschland bezieht, sondern auch auf andere Bevölkerungsgruppen und die an ihnen vollzogenen Genozide ausgeweitet wird. Damit kommt es zu einer Ablösung von den historischen Ereignissen, die den Gegenstand gleichsam zu einem »Code für das Böse« (Rupnow, Jenseits, 89) metaphorisiert. In der Verwendung des Begriffs Shoah folge ich darum der Aufforderung der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem auf dem Herzlberg: »Many understand ›Holocaust‹ as a general term for the crimes and horrors perpetrated by the Nazis; others go even farther and use it to encompass other acts of mass murder as well. Consequently, we consider it important to use the Hebrew word ›Shoah‹ with regard to the murder of and persecution of European Jewry in other languages as well.« (Yad Vashem, Art. The Holocaust.)

15 Zitiert nach ZuG 100.

16 VG 33.

17 Vgl. Däumer/Kalisky/Schlie, Zur Einführung, 7: »[N]icht zuletzt die Dynamik der Trauma- und Gedächtnisforschung (*Trauma and Memory Studies*), innerhalb der sich mittlerweile die *Testimony* oder *Testimonial Studies* etabliert zu haben scheinen, [bezeugt,] dass das Phänomen der Zeugenschaft einen zentralen Stellenwert in der westlichen Kultur eingenommen hat.«

18 Für die Schwierigkeiten, die sich daraus für die historischen Forschungen ergeben, vgl. – am Beispiel der 68er-Bewegung dargestellt – Kraushaar, Der Zeitzeuge.

19 Vgl. VG 33.

20 So Ellis, *Seeing Things*, 33f., der diesen Umstand darauf zurückführt, dass im 20. Jahrhundert Fotografie, Kino und vor allem Fernsehen zu den maßgeblichen Wissensquellen wurden: »Separated in space yet united in time, the co-presence of the television image was developing a distinct form of witness. Witnessing became a domestic act [...]. Television sealed the twentieth century's fate as the century of witness.«

was für die Hebräische Bibel und ihre Traditionen ursprünglich noch konstitutiv für das Phänomen der Zeug_innenschaft war, nämlich dass sich Epistemologie und Ethik, Erkenntnis und Anerkennung gegenseitig bedingen.

